

INHALT

Vorwort _____	7
ERSTER O-TON: FRAU SCHMIDT UND HERR MEYER _____	10
Einleitung: Verschlungene Pfade _____	19
TEIL 1 NACHKRIEGSDEKADEN: AUSWEICHEN.	
ZWEITER O-TON: HERR MEYER UND FRAU SCHMIDT _____	35
Stigmatisierung und Selbstbehauptung _____	45
Nischen, Fluchten und andere Räume _____	78
Kultivierung der Gefühle oder unwillkürliche Natürlichkeit _____	105
TEIL 2 1970ER-JAHRE: AUFBRECHEN!	
DRITTER O-TON: FRAU SCHMIDT UND HERR MEYER _____	143
Schwule und lesbische Bewegungen _____	154
Öffnungen und Grenzverschiebungen _____	188
Den Gefühlen ihren Lauf lassen? _____	217
TEIL 3 1980ER-JAHRE: ANKOMMEN?	
VIERTER O-TON: HERR MEYER UND FRAU SCHMIDT _____	249
Die Ambivalenzen der Normalität _____	260
Die Entdeckung der Zwischenräume _____	282
Die Bewältigung emotionaler Probleme: Angst vorm Scheitern? _____	305

1. Auflage 2021

ISBN 978-3-446-26928-6
© 2021 Carl Hanser Verlag GmbH & Co. KG, München
Copyright © 2021 Benno Gammerl
Umschlag: Anzinger und Rasp, München
Motiv: © Igor Ustynskyy/Getty Images
Satz: Greiner & Reichel, Köln
Druck und Bindung: CPI books GmbH, Leck
Printed in Germany



FSC
www.fsc.org

MIX
Papier aus verantwortungsvollen Quellen
FSC® C083411

FÜNFTER O-TON: FRAU SCHMIDT UND HERR MEYER _____	330
Schluss: Neue Perspektiven auf die Zeitgeschichte der Homosexualitäten _____	338
Dank _____	351
Anmerkungen _____	352
Quellen _____	391
Literatur _____	392
Register _____	411

VORWORT

Fühlen Lesben und Schwule wirklich anders als heterosexuelle Menschen? Oder bisexuelle? Natürlich nicht, werden viele ganz intuitiv antworten. Personen jederlei Geschlechts lieben einander, zweifeln aneinander, begehren einander, streiten sich, versöhnen sich, trennen sich. Der gefühlsgeschichtliche Blick legt jedoch die gegenteilige Antwort nahe: Selbstverständlich fühlen und fühlten Lesben anders als Schwule anders als Heterosexuelle anders als Bisexuelle anders als Pansexuelle anders als Asexuelle und so weiter. Unser Fühlen ist untrennbar verflochten mit der Position, die wir in der Gesellschaft einnehmen. Wenn sich mein Empfinden in einem zentralen Punkt von dem der großen Mehrheit unterscheidet, auf deren Wünsche alles ausgerichtet ist, von den Schulbüchern bis zu den Figurenpaaren für Hochzeitstorten, dann prägt das auch meine Gefühle, wie ich mit ihnen umgehe und wie ich sie zum Ausdruck bringe.

Und für die Organisation der gegenwärtigen Gesellschaft spielen sexuelle und geschlechtliche Differenzen nach wie vor eine wichtige Rolle. Akzeptanz und Gleichberechtigung bleiben Ziele, für die es sich zu streiten lohnt. Das gilt nicht nur, aber besonders für Trans- und Interpersonen sowie alle, die sich jenseits der zweigeschlechtlichen Ordnung bewegen. Allerdings, und das wird allzu oft vergessen: Auch wenn rechtliche Gleichheit irgendwann errungen sein sollte, bleiben die Unterschiede bedeutsam. Nicht als Hierarchien, eher als Variationen. In diesem Sinn kann man Diskriminierung bekämpfen, ohne auf Alterität zu verzichten, Gleichberechtigung fordern und Verschiedenheit leben. Das ist ein wichtiges Anliegen dieses Buches. Denn gerade das Gefühlsleben bietet Raum für ein solches Besonders-Sein, das sich nicht abgrenzen oder abheben will. Nicht besser oder spannender,

nicht schlechter oder verwerflicher, sondern schlicht anders. Diese unaufgeregte Aufmerksamkeit für das Differente und Minoritäre spiegelt sich im kleingeschriebenen Titel dieses Buchs, der sich denjenigen offen zuwendet, die anders fühlen.

Genau das tut auch der historische Blick auf die Gefühlswelten früherer Zeiten. In den 1950er-Jahren, als viele Jugendliche noch freudig erregt den Berührungen entgegenfieberten, die ihnen ihr erster Tanzkurs ermöglichte, haben sich die Menschen anders ineinander verliebt als heute, wo so mancher intime Wunsch in den sozialen Medien ausführlich besprochen wird, lange bevor es zu ersten Körperkontakten kommt. Es gibt mehr Gelegenheiten, zärtliche Nähe zu suchen. Ob amouröse Annäherungen dadurch einfacher geworden sind, ist eine andere Frage. Für Lesben und Schwule hat sich die Lage besonders rasant gewandelt: Früher hatten sie große Angst, dass »es« rauskommen könnte. Heute ist das Schwul- oder Lesbischsein meist kein Grund mehr für allzu große Aufregung. Dadurch veränderte sich auch das Fühlen. Emotionen sind nicht nur natürlich, nicht bloß genetisch festgeschriebene Reaktionsprogramme, die über Jahrhunderte immer dem gleichen Schema folgen. Emotionen sind auch von den sozialen und kulturellen Kontexten geprägt, in denen sie empfunden und gezeigt werden. Das ist der Reiz der Gefühlsgeschichte: Sie verknüpft diese beiden Dimensionen, überbrückt den vermeintlichen Gegensatz von Natur und Kultur, der das westliche Denken und Handeln schon seit geraumer Zeit in ein allzu festgefügttes Raster zwingt.

Sexuelle und geschlechtliche Identitäten bewegen sich auch im Spannungsfeld zwischen Naturen und Kulturen. Homosexuelle, Heterosexuelle, Lesben, Schwule, Bisexuelle, Transpersonen und intergeschlechtliche Menschen, LSBTI* und Queers: Solche Leute hat es »natürlich« immer schon gegeben, und gleichzeitig gibt es sie erst, seit in diesen sprachlich-kulturellen Mustern von ihnen die Rede ist. Wie sinnvoll ist es, das vielfältige Gelände von Sex und Geschlecht mit zahllosen Kategorien immer penibler zu kartografieren? Müssen ambisexuelle, gender-non-konforme Cis-Männer und alle weiteren denkbaren Menschen wirklich genau wissen, wo ihr Platz ist und wo

die Grenzen zu den anderen Gruppen verlaufen? *anders fühlen* berührt diese aktuellen Debatten, indem es die Zeitgeschichte der Homosexualitäten betrachtet, über die bisher nur wenig bekannt ist. Und das Buch erzählt diese Geschichte neu. Es handelt nicht nur von Verfolgung und Aktivismus, sondern vor allem vom Gefühls- und Alltagsleben. Diese dichte Beschreibung konzentriert sich auf die Bundesrepublik. Die Geschichte von Lesben und Schwulen in der DDR verdient ihr eigenes Buch. Denn man muss die Diversifizierung und Normalisierung dessen, was einst verpönt war, genau begreifen, um die Gegenwart besser zu verstehen. Immer wieder wurde um identitätspolitische Grenzen gerungen und wurden über alte Gräben hinweg neue Allianzen geschmiedet. Zwischen Sich-Auflehnen und Sich-Einfügen gab es verschiedene Strategien. Angesichts dieses Spektrums muss sich jede*r selbst für die eine, die andere oder eine Kombination unterschiedlicher Herangehensweisen entscheiden.

Das gilt auch für die Frage der Selbst- und Fremdbezeichnungen: schwul, lesbisch, homosexuell, anders, besonders ... Im Buch ist auch oft von gleichgeschlechtlich liebenden und begehrenden Menschen die Rede. Aber schon der Unterschied zwischen Begehren und Liebe macht deutlich, dass es keine neutrale Formulierung gibt, mit der man über Intimität zwischen Männern oder zwischen Frauen sprechen könnte. Deswegen ist es wichtig, darauf zu achten, welche Ausdrücke meine 32 Gesprächspartnerinnen und Gesprächspartner selbst verwenden. 2008 und 2009 haben sie mir ihre Lebensgeschichten erzählt und damit dieses Buch ermöglicht. Um einen Eindruck von der Vielschichtigkeit ihrer Selbstentwürfe und Biografien zu vermitteln, kommen zwei Erzählpersonen, Frau Schmidt und Herr Meyer, in fünf O-Tönen ausführlich zu Wort. Diese Zwischenkapitel entsprechen dem Originalton der Interviews.

Den Gesprächspartnerinnen und Gesprächspartnern gilt mein größter Dank, für die Offenheit und die Bereitschaft, ihre Erinnerungen mit anderen zu teilen. Einige von ihnen sind mittlerweile verstorben. Ihrem Andenken ist dieses Buch gewidmet. Und dem Lebensmut all jener, die ihr eigenes Erleben in den folgenden Geschichten wiedererkennen.

**ERSTER O-TON:
FRAU SCHMIDT
& HERR MEYER**

Ich als Lesbe bin was Besonderes.

Lesbischsein bedeutet für mich, ich zu sein. Es bedeutet, hat für mich bedeutet, politisch sehr aktiv zu sein. Lesbisch-

sein bedeutet auch, ganz anders sein zu können. Als Lesbe fühle ich mich in der normalen Gesellschaft ganz fremd, das ist für mich 'ne Zwangsheterosexualität. Ich empfinde mein Lesbischsein nicht als unnormale, aber das Leben von heterosexuellen Menschen ist mir fremd. Ganz simples Beispiel. Ich bin mit meiner Freundin im Theater. Neben mir sitzt 'ne Heterotante. Ich halt es kaum aus, weil die riecht nach einem Parfum, entsetzlich. Fühl ich mich belästigt. Das erleb ich in lesbischen Kreisen nicht. Ich geh jetzt seltener, aber schon mal ins Lesbencafé und da fühl ich mich sofort wohl, da fühl ich mich unter meinesgleichen, und da hab ich keine fremden Gerüche um mich herum.

Ich werd jetzt 65. Ich bin, war sehr engagiert auch in der Szene und hab ganz viel aufgebaut in E. Ich bin 'ne Politlesbe, sag ich jetzt mal so salopp. Also ich hatte auch so 'nen Ruf, dass ich 'ne Mackerfrau wär, weil ich mich gegenüber Männern sehr energisch durchsetzen konnte. Ich hab auch ein sehr ausgeprägtes Rechtsbewusstsein. Wenn mir Unrecht geschieht, dann kann ich ziemlich wütend werden. Ich bin impulsiv. Und ich finde, Wut ist 'n befreiendes Gefühl.

Die Freundin-Liebe ist für mich gleichwertig mit der Partnerin-Liebe. Meine Freundinnen sind mir ganz wichtig. Da tue ich auch ganz viel für, und ich bin da eigentlich ganz treu. Für mich zählen Ehrlichkeit, Wahrhaftigkeit, keine Show. Wenn ich 'ne Beziehung eingehe, will ich doch wissen, was in der anderen vorgeht. Sexualität hat dabei für mich nicht so 'n Stellenwert. Das gehört dazu einfach. Das ist gut und richtig und wichtig, aber das ist nicht der einzige Grund, warum ich anderen Frauen nahe sein will. Bei mir spielt Verliebtheit und An-

ziehung immer 'ne Rolle. Manchmal sagen die Leute zu mir, du hast ja auch zwei Ehen hinter dir und bist dann auf Lesben gekommen, weil du sexuell mit den Männern nicht klargekommen bist. Dann sag ich immer, wie kommt ihr denn auf so 'nen Blödsinn? Ich hab mich damals einfach für Frauen, für diese Lebensweise entschieden.

Ich kann ganz schnell rausfinden, was mir in einer Beziehung guttut. Und wenn es mir nicht mehr guttut, also ob das nun die Sexualität betrifft oder das Emotionale, dann bin ich diejenige, die 'ne Änderung will, die dann auch anfängt, zu reden, Dinge zu benennen. Da bin ich sehr intuitiv, ich kann manchmal auch Dinge vorhersehen. Meine Mutter hatte auch so Fähigkeiten. Ich weiß es nicht, aber wenn ich spüre, dass etwas schief läuft, dann sage ich das. Und ich zeige meine Gefühle. Als mir meine damalige Lebensgefährtin erzählt hat, dass eine Studienfreundin sich das Leben genommen hat, da bin ich weinend durch Berlin gelaufen. Da war es mir völlig egal, was andere denken. Es war mir schon immer gleich, was die Leute über mich reden oder denken. Ich zeig meine Gefühle, ich zeig auch der anderen, was ich von ihr halte, was ich von ihr will. Das geht manchen zu nahe.

Inzwischen bin ich überlegter geworden, lasse mich nicht mehr so von meinen Gefühlen leiten. Ich setze, je älter ich werde, mehr auch meinen Verstand ein. Und trotzdem find ich das gut, dass ich so bin, wie ich bin. Ich hätte auch, also heute hier beim Interview, ich hätte mich nicht von einem heterosexuellen Mann interviewen lassen. Als ich von dem Projekt gelesen hab, da hab ich schon 'nen Moment gedacht, och, schön wär's auch, wenn's 'ne Frau ist, die mich hier interviewt. Und ich hab sofort zu meiner Partnerin gesagt, der das macht, ist ein schwuler Typ, Punktum. Und wenn das keiner ist, dann merk ich das ganz schnell und dann geh ich raus aus der Situation. So bin ich nun mal.

Ich leb mittlerweile jetzt 14 Jahre mit meiner derzeitigen Lebenspartnerin, mit der ich auch auf dem Standesamt war. Also ich halt eigentlich nichts von Ehe und diesen Geschichten, aber das haben wir aus pragmatischen Gründen gemacht. Ich will sie beerben, wenn sie vor mir geht, und sie soll mich beerben. Das ist der einzige Grund.

Eigentlich mag ich solche Rituale nicht. Das ist für mich ja gerade der Unterschied zu heterosexuellen Beziehungen, dass da mehr auf Konventionen geachtet wird. Das leb ich schon lange nicht mehr, und ich will das auch nicht mehr leben. Also zum Beispiel beim Tischdecken: Das Messer muss so, und die Gabel muss so und der Löffel so. Das ist mir pupegal, Hauptsache, das Essen schmeckt. Oder auch mit der Religion. Ich bin zwar evangelisch, immer noch, und ich bin auch keine ungläubige Person, aber ich muss nicht in die Kirche rennen, um da irgendwas zu zeigen. Das ist doch gerade der Vorteil von lesbischen Beziehungen, dass es nicht so 'n Druck gibt, weil sich das jetzt gehört, müssen wir jetzt zusammen die oder die besuchen oder ins Theater gehen oder Weihnachten zusammen feiern mit der ganzen Familie, weil das macht man so.

Lesbischsein bedeutet für mich, mich aus Konventionen zu befreien. Diese schrecklichen heterosexuellen Rollenklischees. Manchmal ist es ja in schwulen und lesbischen Beziehungen nicht anders. Manchmal denk ich, meine Güte, wir spielen hier Rollen, wie Männer und Frauen das miteinander machen. Da hat sich auch bei uns so manches eingespielt, im Negativen wie im Positiven natürlich. Und oft gibt es auch Rollenzuschreibungen von außen: Da ist dann meine Partnerin die große starke Kluge, und ich bin die Emotionale und die Sozialtante. Ich bin ja auch so 'ne kleine nette Niedliche. Also jetzt ein bisschen ironisch. Das ging mir in der Heterozeit auch schon so. Ich musste immer geschützt werden. Also wenn man in Klischees denkt, dann wird mir eher der weibliche Part zugeschrieben und ihr der männliche. Das ärgert mich. Für mich ist das immer wieder 'n Aushandeln. Mir ist es ganz wichtig, dass wir ein Wir sind in der Partnerschaft. Aber auch, dass ich weiterhin mein Ich da behalte und meine Autonomie.

Familie wird jetzt mit zunehmendem Alter wieder wichtiger für mich. Also meine eine Schwester zum Beispiel, meine Mutter, die jetzt 90 geworden ist und im Altenheim lebt, meine beiden Töchter und ihre Partner und mein Enkelsohn. Dem ist es aber manchmal peinlich, mit mir ins Kino zu gehen, weil ich dann lache an Stellen,

wo sonst niemand lacht, und dann sagt er: »Oma, lass das mal.« Aber Familie ist auch meine Wahlverwandtschaft. Morgen treffe ich hier in Berlin zum Beispiel meine frühere Lebensgefährtin, die meine jüngere Tochter mit großgezogen hat. Meine Familie war auch sehr stolz, dass ich als Volksschülerin und Einzelhandelskauffrau es bis an die Uni geschafft habe. Trotz meines Diploms in Pädagogik und obwohl Lesen ein Hobby von mir ist, bin ich aber keine Theoretikerin. Ich kann gut ackern. Ich bin sehr zielstrebig und kann gut im Team arbeiten. Ich hab auch immer gerne gearbeitet. Immer wenn ich erwerbslos war, ist mir das überhaupt nicht bekommen.

Übers Studium bin ich vor über 30 Jahren in E. gelandet, meiner Wahlheimatstadt. Das ist 'ne Kleinstadt und trotzdem 'ne Großstadt, und du hast da alles, was du dir wünschst. Das ist kulturell toll, und die Uni ist auch da. Ich hab meine Vertrautheit, meine sozialen Kontakte. Ich geh da übern Markt, und dann treff ich da Bekannte oder frühere Kolleginnen. Das ist einfach so 'n schönes Heimatgefühl. Früher gab's auch mal die Überlegung, in Berlin zu leben, aber das kann ich mir jetzt gar nicht mehr vorstellen. Das wär mir einfach zu unruhig, zu anstrengend. Ich bin eigentlich gar nicht ängstlich, aber durch meine Krankheit bin ich ängstlich geworden.

Vor drei Jahren bin ich an Brustkrebs erkrankt. Ich bin aber ganz zuversichtlich. Das ist jetzt erledigt. Das ist operiert und gut. Ich hatte noch mal Glück. Ich bin dadurch sehr aufmerksam geworden, was mein Körpergefühl angeht. Ich konnte wegen der Krankheit vor zwei Jahren in den vorzeitigen Ruhestand gehen und achte seither sehr auf 'n Rhythmus in meinem Leben. Und ich achte noch genauer als früher darauf, mit wem ich Umgang haben möchte. Gruppen kann ich schon gar nicht mehr ab. Ich war sehr aktiv in Lesbengruppen. Das ist nicht mehr meins. Aber ich suche jetzt immer mehr den Austausch mit älteren Lesben. Wenn ich mit älteren Lesben zusammen bin, fühl ich mich sehr aufgehoben. Wie ich jetzt lebe mit meiner Freundin, dieses »nur wir beide«, das will ich auf Dauer nicht mehr. Ich möchte gerne so 'nen Kreis haben, die sich das Leben im Alltag ähnlich vorstellen, nämlich in einer Hausgemeinschaft mit Gleichaltrigen, vielleicht auch

mit jungen Lesben, oder mit schwulen Männern, also so 'n Mehr-
generationenhaus. So was wünsch ich mir eigentlich.

Ich bin Wolf-Peter Meyer und bin geboren und aufgewachsen in
Spertal, einem Dorf in Hessen. Ich beherrsche auch die dortige Mund-
art noch ein bisschen. Ich komme nicht aus dem Bildungsbürgertum,
sondern bin ein Sohn armer kleiner Leute. Meine Eltern waren
Kleinstbauern, Fünf-Uhr-Bauern. Tagsüber arbeitete mein Vater im
Hüttenwerk, und abends kümmerte sich die ganze Familie um die
Landwirtschaft.

Mein Vater war ein nicht-eheliches Kind, die Frucht einer sanften
Vergewaltigung, nehme ich an. Er war eigentlich ein Nichts. Und
er war auch braun, also der war in der Partei. Da trug man nämlich
eine Uniform, und in Uniform war er jemand. Er kam verletzt aus
dem Krieg. Diese ewigen Kriegsgeschichten fand ich manchmal zum
Kotzen. Tief in meinem Herzen war ich schon immer Pazifist. Die
Mutter war jemand, wo man dachte, das ganze Leid der Welt musste
sie tragen. Als hätte sie gerade eine Bombennacht in Dresden über-
lebt. Sie musste als Mädchen ihren Bruder versorgen, der im Dorf
als Narr galt. Und sie erzählte immer, wie schlimm das war. Dieses
Geklage der Mutter, die sonst 'ne starke Frau war. Nach dem Krieg
das Haus zu bauen, was man alles gehungert hat. Ich konnte es nicht
mehr hören, diese Opferrolle. Aber es ist natürlich ein Unterschied,
ob man etwas selbst erlebt hat oder ob es ein Fremderleben ist.

Das hat mich geprägt, diese ewigen Kriegsgeschichten, die Kleinen-
Leut-Geschichten, dieses Nach-unten-Treten und Nach-oben-Katz-
buckeln. Das hat mich gehemmt auch später in meiner beruflichen
oder persönlichen Entwicklung. Ich trug die Familienkrankheiten in
mir, das Leicht-verletzt-Sein und die Ängstlichkeit. Sodass ich heute
noch behaupte, ich hab's zu nichts gebracht vor lauter Angst und
Mangel an Durchsetzungsfähigkeit. Diesen Mut, wenn was schief-
geht, dann geht's halt schief, hab ich nicht. Wenn es Probleme gab in
der Schule, wurde nicht getröstet, sondern gedroht. Einmal, da war

ich schon sechzehn, hatte ich geschwänzt. Ich war in der Schule per-
manent überfordert. Und als ich nach Hause kam, hatte mich meine
Mutter sofort an den Haaren. Nach dem Motto, übern Kopf darfst du
mir wachsen, aber nicht über die Hand. Beim Abendessen sagte sie es
meinem Vater, und der stand auf, nahm den Stuhl, und schritt. Ich
konnte grade noch abtauchen. Ich wurde aufs Zimmer verbannt, und
es passierte erst mal gewaltmäßig nichts weiter. Aber diese Angst hat
mich geprägt.

Nach dem Realschulabschluss, da war ich siebzehn, hab ich mich
von zu Hause abgesetzt und ging nach F. Einige Jahre später habe ich
dann in O. studiert. Das war verrückt, weil ich ja ein Schulversager
war, und dann an der Uni. Ich bin Diplomsozialpädagoge, Therapeut
und Berater. Deswegen sind mir Interviews auch nicht fremd. Ich
habe allenfalls Sorge, dass ich mich nicht gut und exakt genug aus-
drücke. Und dann denk ich: »Mensch, du bist kein Germanist und
hast auch kein Philosophiestudium. Sei doch mal zufrieden mit dir.«
Aber hier in dieser Situation habe ich schon das Gefühl, dass Sie
verstehen, was ich sage. Ich würde meinen, dass ich im Augenblick
authentisch bin. Offenheit war mir immer sehr wichtig, auch geistige
Beweglichkeit, dass man seine Umgebung wahrnimmt. Da gehört
Aufmerksamkeit dazu, aber auch Allgemeinbildung oder politisches
Wissen. Ich hab mich immer auch interessiert für Land, Leute, Spra-
che. Volkstum würde man das wohl nennen, ohne volkszutümeln.

Mein Lebensglück ist, dass ich schwul bin. Die Ängstlichkeit paar-
te sich mit Aufmüpfigkeit. Da konnte mir nichts Besseres blühen, als
schwul zu sein. Ich habe viel gecruist, also massiv Sexualität outdoor
erlebt. Dieser leichte Kick von Verbotenem hat mich gereizt. Und mit
Männern flirten, das fand ich ja so toll. Allerdings bin ich eher wie
die Prinzessin, der man den Hof macht. Bis auf den heutigen Tag habe
ich nie jemand angesprochen, da war ich nie mutig genug. Aber ein
schlechtes Gewissen hab ich auch nie gehabt. Nur manchmal dachte
ich, Mensch, irgendwie geht das nicht, nachts treibst du dich mit 'nem
Kerl rum, und am anderen Tag machst du fromme Worte vor deinen
Studienkollegen und -kolleginnen. Hier in Berlin wollte ich dieser

Tage eigentlich auch gerne mal in 'n Pornokino oder in die schwule Sauna. Aber jetzt habe ich schon so viele andere Verabredungen, dass es dazu gar nicht mehr kommt.

Dass ich sexuell anders empfinde, wird mir von außen als etwas Negatives zugeschrieben. Da wird definiert, du bist ein 175er. Ich selber empfinde mein Schwulsein im positiven Sinn als etwas Besonderes. Wenn ich an Sexualität denke, da denke ich an Mann. Wenn ich an Schönheit denke, denke ich erst mal an Mann. Das ist ein Stück Wesenhaftigkeit von mir. Ich identifiziere mich selbst als jemand, der ganz schwul ist, der aber auch ganz Mann ist, der aber auch ganz Mensch ist, der viele Schwächen hat und viele Stärken. Die Art, wie ich mit anderen umgehe, wie ich mit meinen Händen rede, dass ich zum Barockisieren neige in meiner Sprache, dass ich zum Tagträumen neige, das gehört auch alles zu meinem Wesen.

Deswegen braucht auch nicht jeder zu wissen, dass ich schwul bin. Ich muss mich nicht dauernd mitteilen. Sexualität hat für mich auch nicht diese Bedeutung. Das ist nicht mein Ding, dass Menschen sich allein über Sexualität definieren. Umgekehrt bemesse ich Menschen auch nicht nach ihrer sexuellen Ausrichtung, sondern nach ihrem Verhalten. Wenn es allen irgendwie egal wäre, wenn man sagen würde, dass es einfach Menschen gibt, die unterschiedlich empfinden, und wenn man, wie es das Grundgesetz sagt, nicht diskriminieren würde, dann würde man halt drüber reden, wie andere übers Suppenkochen reden. Es wäre das Selbstverständlichste von der Welt.

Für mich war Homosexualität zeitweilig 'ne Belastung. Kein Hetero wird geboren und lebt nur mit schwulen oder lesbischen Menschen. Aber wir haben in der Regel Heteros um uns. Und wir müssen lernen, mit den Schwierigkeiten umzugehen. Da kann ich mich zurückziehen und sagen: »Gott, das braucht ja niemand zu merken.« Oder ich sage: »Nein, das ist mein Leben, und es gibt andere, die denken auch so.« Und die muss man sich suchen. Homosexualität ist dann etwas, wo man kämpfen muss, was zu einer ungeheuerlichen Befreiung führt. Darum gehe ich regelmäßig zum CSD in L. und trage dort vorne zusammen mit anderen die Regenbogenfahne. Es ist mir als Demonstra-

tion wichtig, nicht als Karneval. Ich würde nicht nackig auf so 'nen Wagen steigen. Ich bin nicht schrill, ich bin kein Lederkerl. Ich will nicht, dass der Eindruck entsteht, Schwulsein gleich öffentlich Schwanz im Arsch zeigen. Für mich ist das 'ne andere Demonstration. Es geht darum, sich Freiheit zu erkämpfen.

Und man muss Solidarität organisieren. Deshalb besuche ich auch 'ne 40-plus-Gruppe in Z. Als ich da zuerst hinkam, war diese Gruppe relativ ziellos. Inzwischen ist das aber besser organisiert, und es gibt einen Konsens über Themen und Vorhaben. Ich denke mal, das ist sicher auch mein Verdienst. Vorher wurde da vor allem prahlerisch über Fistfuck und so ein Zeugs geredet. Und ich dachte, das kann doch nicht alles sein. Man muss sich und sein sexuelles Verhalten doch auch mal infrage stellen, darüber nachdenken, ohne gleich ein schlechtes Gewissen aufzubauen. Und jetzt sprechen wir darüber, wie man schwul lebt, wenn man alt wird. Was gibt's da für Fantasien und Träume? Wohnen wir in WGs oder hab ich bis dahin 'n Kerl geheiratet? Wie will ich mit Sexualität umgehen? Ich bild mir immer ein, ich bin kein Opatyp, aber wie geh ich damit um, wenn ich merke, jetzt laufen sie nicht mehr alle hinter mir her.

Ich bin ja ganz verkirchlicht und fromm. Verrückter Protestant, und schwul bis dorthinaus. Dank meiner einfältigen Gläubigkeit haben mich schwere Schicksalsschläge – Syphilis, Hepatitis, HIV, Krebs et cetera – überhaupt nicht aus der Bahn geschmissen. Ich hab mir einfach gesagt: Leben wir, so leben wir dem Herrn, so übersetzt Luther; und sterben wir, so sterben wir dem Herrn. Und darum, ob wir leben oder sterben, sind wir des Herrn. Also Gott hüllt mich mit seinem Mantel ein. Ich kann mir gar nicht vorstellen, dass es Bereiche gibt, wo nicht für mich gesorgt ist. Die Regenbogenfahne hat deswegen für mich einen doppelten Sinn: das alte Bundeszeichen zwischen Gott und den Menschen und Symbol der Schwulenbewegung. Dabei ist es mir sehr wichtig, nicht doppel-moralisch zu sein. Ich bin ein schwuler Mann, der Sex mit anderen Männern macht. Und ich bin ein frommer Mann. Ein schwuler Christ, der in die Kirche geht. Unmögliche Kombination, aber ich stehe dazu.

Und aus dieser persönlichen inneren Freiheit und Gewissheit heraus lebe ich seit 1989 wieder in Spertal, in meinem Elternhaus. Ich habe mich bis zu ihrem Tod um meine Mutter und meinen Vater gekümmert. Mein älterer Bruder und meine ältere Schwester leben in der Nähe. Meine Verwandten wissen offiziell, dass ich schwul bin. Ansonsten denke ich nicht darüber nach, ob man über mich was denkt. Seit 2005 bin ich nicht mehr berufstätig. Ich engagiere mich im diakonischen Bereich, Stichwort Afrika, sammle Spenden für Staudämme und Schulprojekte. Ich schauspielere auch. Bei Erlebnisstadtführungen in I. stellen wir historische Szenen nach. Da wird dann gezeigt, dass der Adel oder hohe Bürgersöhne zwar Geld, Arbeit und Brot brachten, aber auch Neid, Missgunst und Demütigungen. Außerdem habe ich eine Vorleseausbildung gemacht und lese seit zweieinhalb Jahren in einem Kinderhort in einem sogenannten Problemviertel mit sehr hohem Migrantanteil. Bildung für bildungsferne Familien hieß das früher. Es geht darum, Neugierde zu wecken. Von der Sinnhaftigkeit dieser Arbeit bin ich voll und ganz überzeugt.

Ich habe einen Mantel von Freunden, der mich warm hält. Aber manchmal fühle ich mich etwas einsam und wünsche mir einen Freund, der mich umarmt. Zu Hause mit jemand zusammenzuleben oder sagen zu können: Das ist mein Freund, mein Mann, mein Partner. Wie in diesem alten Ännchen-von-Tharau-Lied: Ich bin dein und du bist mein, ach, was kann denn schöner sein. Das ist so was Inniges, wie ein Palmbaum, von Regen und Sturm gebeugt, so ähnlich. Manchmal sehne ich mich nach Geborgenheit. Aber dann hab ich auch Haus und Garten zu versorgen. Ich hab ja auch noch Freunde und bin auch integriert da, das füllt dann meine Zeit ganz gut aus.

EINLEITUNG

VERSCHLUNGENE PFADE

Kaum etwas hat sich in den letzten 70 Jahren so fundamental verändert wie die Situation gleichgeschlechtlich liebender Menschen. Damals, in der frühen Bundesrepublik, wurden Homosexuelle verfolgt und verachtet. Heute, in der Berliner Republik, feiert man die Akzeptanz sexueller Vielfalt. Zwei Schlaglichter verdeutlichen, wie rasant dieser Wandel vonstattenging. Am 23. Oktober 1950 begannen in Frankfurt am Main die sogenannten Homosexuellenprozesse. Nach § 175 StGB, der einvernehmlichen Sex zwischen erwachsenen Männern unter Strafe stellte, wurde gegen 280 Personen ermittelt, 100 wurden verhaftet und 75 angeklagt. Aus Angst vor Gefängnisstrafen und gesellschaftlicher Ächtung nahmen sich sechs Menschen das Leben.¹ Knapp 70 Jahre später, am 17. Mai 2019 – das Datum 17.5. erinnert an den § 175 – feierten LSBTI*, also Lesben, Schwule, Bisexuelle, trans* und intergeschlechtliche Menschen, mit ihren Freund*innen in Frankfurt an der Oder die Queer* Party. »Liebe Sex Respekt« hieß das Motto, unter dem sich »die schönsten Schmetterlinge der Region« tummelten.² Der Wandel ist unübersehbar. Dem einst Verwerflichen begegnet man heute mit Respekt.

Zumindest meistens. Nur selten und in bestimmten Milieus tritt Homosexuellenfeindlichkeit im heutigen Deutschland offen zutage, möchte man einschränkend hinzufügen und merkt schon, dass das vermeintliche Ende der Geschichte nicht ganz so glücklich ausfällt wie zunächst erhofft. Kein gleichmäßig ansteigender Pfad der »Fundamentalliberalisierung« führt von der Homo-Verfolgung der Adenauer-Ära zur Einführung der Homo-Ehe in den Merkel-Jahren.³ Die Idee eines natürlichen Fortschritts hin zur gesellschaftlichen Inklusion

ist historisch unzutreffend und politisch irreführend. Deswegen muss die Geschichte der Bundesrepublik und die der Homosexualitäten anders geschrieben werden. Erstens fallen emanzipatorische Erfolge niemandem in den Schoß, sondern sie werden in gesellschaftlichen Konflikten errungen. Und zweitens haben sich trotz unbestreitbarer Errungenschaften für gleichgeschlechtlich liebende Menschen nicht alle Probleme in Luft aufgelöst, wie der Blick auf das Gefühls- und Alltagsleben zeigt. Während manche nach wie vor mit Ausgrenzung konfrontiert sind, haben andere mit Schwierigkeiten zu kämpfen, die sich aus der neuen Normalität schwulen und lesbischen Lebens ergeben.

STIGMATISIERUNG,
EMANZIPATION,
NORMALISIERUNG

Diese Mischung widersprüchlicher Befindlichkeiten erkundet das Buch anhand von 32 Oral-History-Interviews. Der Alltag gleichgeschlechtlich begehrender Menschen war in den Nachkriegsdekaden nicht nur von Verfolgung geprägt und in der jüngsten Vergangenheit nicht nur von Anerkennung. Es gibt keine reibungslose Erfolgsgeschichte, die von der Ächtung der Homosexuellen über die schwule und lesbisch-feministische Befreiung der 1970er-Jahre zur gesellschaftlichen Akzeptanz sexueller Vielfalt führt. Stigmatisierung, Emanzipation und Normalisierung lassen sich nicht fein säuberlich auf drei Phasen verteilen. Sie prägten die Gefühls- und Lebenswelten frauenliebender Frauen und männerliebender Männer vielmehr in spannungsreicher Gleichzeitigkeit. Nur wer diese vielschichtige Komplexität ernst nimmt, kann die Zeitgeschichte der Homosexualitäten richtig verstehen. Und passende politische Strategien für die Gegenwart entwickeln.

Stigmatisierung, Emanzipation und Normalisierung sind zentrale analytische und auch umstrittene Begriffe. Stigmatisierung meint gesellschaftliche Ächtung. Wenn eine Mutter im Scheidungsverfahren auf das Sorgerecht für ihr Kind verzichten muss, weil ihr Ehemann

droht, andernfalls Freund*innen, Verwandten und Richter*innen gegenüber ihr Lesbischsein zu offenbaren, dann ist das ein Effekt der Stigmatisierung. Diese äußerte sich auch als medizinische oder psychiatrische Pathologisierung und – insbesondere im Fall der männlichen Homosexualität – als juristische Bestrafung und Kriminalisierung. Das gleichgeschlechtliche Begehren galt als Sünde, als Krankheit, als Verbrechen.⁴ Wie gingen männerliebende Männer und frauenliebende Frauen mit dieser gesellschaftlichen Abwertung um? Akzeptierten sie das Stigma, schämten sich ihrer sexuellen Veranlagung und versuchten diese zu verbergen? Oder widersprachen sie der Verachtung, begriffen ihr gleichgeschlechtliches Begehren als etwas Gutes und zeigten es ohne Scheu? Zwischen diesen beiden Polen, dem verschämten Verstecken und dem selbstsicheren Zeigen, gab es unzählige Möglichkeiten, Homosexualität mehr oder weniger deutlich zu artikulieren.⁵

Mit dem unzweideutigen und oft provokativen Betonen des Schwul- oder Lesbischseins ist der Begriff der Emanzipation eng verknüpft. Indem sie eigensinnig handelten, setzten sich sogenannte Außenseiter gegen homophobe Ausgrenzung zur Wehr und beharrten selbstbewusst auf ihrem Anderssein. Wenn Demonstrant*innen gegen die Diskriminierung von Lesben und Schwulen und für deren Recht auf ein selbstbestimmtes Leben auf die Straße gingen, obwohl oder gerade weil sie dort mit homophoben Beschimpfungen rechnen mussten, dann zeugt das von emanzipativer Verve. Im Unterschied zur Idee einer Liberalisierung, die von abstrakten Faktoren wie dem Übergang zur Konsumgesellschaft vorangetrieben wurde, unterstreicht der Begriff Emanzipation also das politische Handeln von Einzelnen und von sozialen Bewegungen. Wie radikal oder vorsichtig die Befreiung ins Werk gesetzt werden sollte, war dabei umstritten. Gleiches gilt für die Frage, ob Emanzipation als universales oder partikulares Projekt betrieben werden sollte. Galt es, die gesamte Gesellschaft von sexuellen und anderen Zwängen zu befreien, oder reichte es, Schwulen und Lesben ein angstfreies Leben zu ermöglichen? Unterschiedliche Positionen gab es auch mit Blick auf das richtige Mischungsverhältnis zwischen utopischer Offenheit und pragmatischer Erreichbarkeit der emanzipatori-

schen Ziele. Diese Spannungen prägen die Debatte über Emanzipation bis heute.⁶

Nicht weniger umstritten ist der Begriff der Normalisierung.⁷ Wenn das gleichgeschlechtliche Begehren den Schrecken des Ruchlosen verliert und zu einer Option neben vielen anderen in einem breiten Spektrum sexueller Möglichkeiten wird, wenn also in der RTL-Show *Bauer sucht Frau* ein schwuler Landwirt seinen zukünftigen Ehemann trifft, dann ist das ein Ausdruck von Normalisierung. Diese Dynamik ist eng mit der Entkriminalisierung und der Entpathologisierung der Homosexualität verknüpft. Letztlich verliert die Homo-Hetero-Unterscheidung dadurch insgesamt an Bedeutung. Während manche das als einen Erfolg betrachten, verfolgen andere diese Entwicklung mit großer Skepsis, weil sie, so die Sorge, die sexuelle Alterität ihres utopischen und politischen Potenzials beraube.⁸ Jenseits dieses simplifizierenden Gegensatzes zwischen Integration und Widerstand ist bisher jedoch erschreckend wenig darüber bekannt, wie sich Normalisierungsdynamiken tatsächlich auf den Alltag der Einzelnen auswirken.

Die Frage nach der Spannung zwischen Stigmatisierung, Emanzipation und Normalisierung ist für viele Gruppen von Belang, die um gesellschaftliche Partizipation kämpfen: alleinerziehende Eltern, Psychiatriepatient*innen, Deutsche mit sogenanntem Migrationshintergrund – die Reihe ließe sich fortsetzen. Die Stigmata verschwinden allenfalls allmählich, nicht zuletzt dank emanzipatorischer Anstrengungen, während gleichzeitig Normalität entsteht. Für ein besseres Verständnis dieser Dynamiken kann die Geschichte der Homosexualitäten wichtige Anregungen liefern.

DIE VERSCHIEDENHEIT GLEICHGESCHLECHTLICH LIEBENDER MENSCHEN

Die langwierige Beschreibung, gleichgeschlechtlich liebende Menschen, resultiert aus dem Versuch, auf einem umkämpften Begriffsfeld eine möglichst inklusive Formulierung zu finden. Sie umfasst die oft abwertende Fremdbezeichnung »Homosexuelle« ebenso wie die Worte, mit denen meine Interviewpartner*innen über sich selbst sprechen – von »anders« und »verzaubert« bis »schwul« und »lesbisch«. Gleichzeitig schließt die Formulierung bisexuelle Orientierungen nicht aus, denn ein Mann, der Männer liebt, kann auch eine Frau lieben. Der Ausdruck erschwert jedoch die Integration von trans* oder non-binären Personen, die sich jenseits der Zweigeschlechtlichkeit von Mann und Frau verorten.⁹ Dieses Problem fällt hier nur deswegen weniger ins Gewicht, weil sich unter meinen Gesprächspartnerinnen und Gesprächspartnern keine Menschen finden, die sich als non-binär begreifen. Dort, wo die Erzählungen feminine Männlichkeiten und maskuline Weiblichkeiten thematisieren, kommt die Überschreitung der zweigeschlechtlichen Grenze aber trotzdem in den Blick. In diesem breiten Sinn spricht das Buch also von gleichgeschlechtlich liebenden oder, wenn der sexuelle Aspekt stärker im Vordergrund steht, begehrenden Menschen.

Diese Gruppe war und ist jedoch alles andere als einheitlich. Schwule befinden sich in einer anderen Situation als Lesben, die als Frauen nach wie vor benachteiligt sind. Auch Differenzen zwischen wohlhabenden und prekären Existenzen, Einheimischen und Migrant*innen zerfurchen die sogenannte Community. Die intersektionalen Verflechtungen zwischen hetero-sexistischen, klassistischen und rassistischen Hierarchisierungen erschweren oder erleichtern es den Einzelnen, ihren Alltag erfolgreich zu meistern. Ein selten bedachter, aber ebenso wichtiger Unterschied ist der zwischen gleichgeschlechtlich liebenden Menschen auf dem Land und in der Stadt.¹⁰ Meist wird vermutet, dass die Angehörigen sexueller Minderheiten in der Groß-

stadt Freiräume finden, während sie auf dem Dorf von Unterdrückung betroffen sind. Diese Annahme ist aus zweierlei Gründen problematisch. Zum einen reproduziert sie konservative Darstellungen des Landes als einer Gegend, wo vermeintlich natürliche Werte noch Gültigkeit besäßen und homosexuelles Leben dementsprechend unmöglich sei. Zum anderen läuft die Verknüpfung von Homosexualität und Großstadt Gefahr, homophobe Diskurse über die Stadt als Moloch zu verstärken. Deswegen sollte die Metropole nicht zum Maßstab der Homosexualitätenforschung gemacht werden, gemessen an dem die Provinz sich als defizitär erweist. Auch auf dem Land wurde um Emanzipation gerungen und normalisierten sich die Homosexualitäten. Diese Prozesse liefen hier aber anders ab als in der Stadt. Man muss also die urban geprägte Brille abnehmen, um sie sehen zu können.

Die Vielfalt der Lebenswelten gleichgeschlechtlich liebender Menschen spiegelt sich auch in den verschiedenen Szenen, die sie besuchen: das homophile Lokal, der Frauenbuchladen, die Lederbar, die Lesbenparty, die Schwulensauna und so weiter.¹¹ Jeder dieser Orte hat eine eigene Geschichte, nicht selten geprägt von Reibungen zwischen unterschiedlichen Subkulturen. Ob diese szenische Vielfalt seit den 1970er-Jahren zunahm und, falls ja, wie diese Diversifizierung die Situation gleichgeschlechtlich begehrender Menschen veränderte, diese Fragen sind entscheidend für ein adäquates Verständnis der queeren Gegenwart. Im Unterschied zum Begriff der Pluralisierung betont Diversifizierung den kontroversen Charakter des Prozesses. Anstatt beim schieren Befund einer Vervielfältigung stehen zu bleiben, richtet sich die Aufmerksamkeit dann auf Konflikte und Ausschlüsse.¹²

Die Entfaltung eines breiten Spektrums queerer Lebensentwürfe zwischen Regenbogenfamilien und Sexpartys kann einerseits die Akzeptanz sexueller Vielfalt befördern, indem sie verdeutlicht, dass sich alle Identitäten, auch die heterosexuelle, mit einer Fülle von Spielarten kombinieren lassen. Andererseits kann Diversifizierung aber auch aus Kämpfen innerhalb der LSBTI*-Community resultieren, wobei sich die vermeintlich anständigen und familienaffinen Lebensstile auf Kosten der angeblich radikalen und sexaffinen Gegenentwürfe um ge-

sellschaftliche Akzeptanz bemühen. Diese Diversifizierungen prägen die Homosexualitätsgeschichte vor allem in ihren räumlichen Dimensionen. Zwischen sich verändernden Szeneorten, zwischen dörflichen und großstädtischen Umgebungen sowie zwischen semi-öffentlichen und semi-privaten Situationen entstand im Lauf der Zeit eine Vielzahl von Zwischenräumen, in denen sich verschiedenste schwule, lesbische, queere und andere Lebensentwürfe entfalten konnten.

JENSEITS DER LIBERALISIERUNG: NEUE PERSPEKTIVEN AUF DIE GESCHICHTE DER BUNDESREPUBLIK

So vertrackt wie die Räume und Szenen, in denen sich gleichgeschlechtlich liebende und begehrende Menschen bewegten, sind auch die Dynamiken der Homosexualitätsgeschichte. Es führt keine gerade Linie von der Unterdrückung zur Befreiung. Anders als hoffnungsfrohe liberale oder reformerische Narrative es vorsehen, verlief die Entwicklung nicht immer auf- und vorwärts. Es gab Beschleunigungen, Verlangsamungen, Rückschritte, Seitwärtsbewegungen und Sprünge. Deswegen nährt die Homosexualitätsgeschichte auch Zweifel an der Liberalisierung als dem zentralen Paradigma bundesrepublikanischer Geschichte insgesamt. Trifft es wirklich zu, dass es in den Nachkriegsdekaden zunächst nur zögerliche Lockerungen gab, bevor das Jahr 1968 einen gesamtgesellschaftlichen Befreiungs- und Demokratisierungsschub einläutete, der schließlich in die freiheitlich-pluralistische Stabilität der Gegenwart mündete?¹³

Diese Darstellung, so gängig sie auch ist, wird der Komplexität der Zeitgeschichte nicht gerecht und ist auch politisch problematisch. Historiker*innen haben verschiedene Einwände erhoben: Die Konsumgewohnheiten lockerten sich bereits in den frühen 1960er-Jahren. Migrant*innen und andere Gruppen profitierten mitnichten von der Befreiungsdynamik der 1970er-Jahre. Und rechtsextreme Terro-